

Männlichkeit ist hoch riskant Männer – NZZ Folio 08/05

Als Mann wird man geboren, zum Mann wird man gemacht. Männerforscher Walter Hollstein erklärt, wie.

Von Anja Jardine

Herr Hollstein, ist der Mann wirklich in der Krise?

Männer, die das Gegenteil behaupten, lügen. Es gibt objektive Indikatoren für die Krise: Männerarbeitslosigkeit nimmt im Vergleich zur Frauenarbeitslosigkeit zu, klassische Männerberufe der Industriegesellschaft verlieren an Bedeutung, der Dienstleistungssektor – ein typisch weiblicher Bereich – wächst. Männer verursachen gigantische volkswirtschaftliche Kosten durch Gewalttaten und selbstverschuldete Krankheiten.

Auch die meisten schweren Verkehrsunfälle werden von Männern zwischen 18 und 25 verursacht.

Weil sie ihre Potenz unter Beweis stellen wollen! Männer sind mittlerweile das kranke Geschlecht; sie sterben ein Vielfaches häufiger als Frauen an Lungenkrebs, Herzinfarkt, Leberzirrhose und Suizid. Auffällig ist auch, dass es in unserer Gesellschaft eine Erosion von Männerbildern gibt.

Früher wurden Autoritäten wie Meister Proper oder der Marlboro-Mann erfunden. Heute nicht mehr?

Die Werbung ist ein wichtiger Indikator für die Abwertung von Männlichkeit. Es gibt kaum noch prägnante Typen, die zur Identifikation taugen. Überhaupt gilt im Grundsatz: der Mann ist Täter, die Frau Opfer.

Sie sind Männerforscher. Was genau ist Gegenstand Ihrer Betrachtung?

Männlichkeit und wie sie sich in gesellschaftlichen Strukturen manifestiert. Wie hat Männlichkeit sich historisch entwickelt, was haben Männer verbrochen, aber auch: welches Potential haben sie? In den USA, England, Australien, Skandinavien und Holland ist Men's Studies übrigens eine akademische Disziplin. In Deutschland und der Schweiz wird sie der Soziologie zugeordnet. Selbstbild und Fremdbild von Mann und Frau sind Grundbausteine der Gesellschaft; sie zu kennen, ist Voraussetzung, um unser Zusammenleben zu verbessern.

Demnach ist Männlichkeit sozial konstruiert?

Ja, aber natürlich auf der Grundlage der biologischen Ausstattung. Der Berliner Soziologe Georg Simmel hat die Geschlechter bereits im 19. Jahrhundert unter die Lupe genommen und kam zu dem Schluss: Weiblichkeit ist Sein, Männlichkeit ist Tun.

Das klingt, als sei Männlichkeit stärker Kulturprodukt als Weiblichkeit?

Ich glaube schon. Ein Beispiel, auf die Frage: «Was machst du denn so?» kann die Frau antworten: «Ich bin Mutter.» Antwortete ein Mann schlicht: «Ich bin Vater», käme wie aus der Pistole geschossen die Nachfrage: «Und sonst?» Frauen können sich mehr über ihre Fruchtbarkeit definieren. Das ist gesellschaftlich akzeptiert.

Vermutlich, weil sie stets auf ihre biologische Funktion reduziert wurden?

In der Entwicklungsgeschichte der Menschheit haben die Frauen lange eine wichtigere Rolle gespielt als die Männer, denn Voraussetzung für das Überleben der Art war das Gebären von Kindern. Dass der Mann überhaupt etwas zur Fortpflanzung beisteuert, war in prähistorischer Zeit unbekannt. Man glaubte, der Wind bringe den Samen oder das Bad der Frau im Meer.

Aber schon in der antiken Philosophie wurde der Mann weit über die Frau gestellt.

Die gängige Theorie ist heute die, dass der Aufbau männlicher Herrschaft begonnen hat, als die Menschen in der Lage waren, mehr zu erwirtschaften, als sie zum täglichen Überleben brauchten: als ein Mehrprodukt erwirtschaftet und in Form organisierter Anbauflächen und Herden verwaltet werden musste.

Das klingt nach Marxismus. Hat der Mann als der körperlich Überlegene sich nicht von Beginn an einfach nehmen können, was er beehrte – also auch die Frau?

Das muss sich nicht widersprechen. Man geht davon aus, dass der Mann aus einem Gefühl biologischer Zweitrangigkeit heraus angefangen hat, die Welt der Kultur zu erschaffen, gewissermassen als Kompensation. Er erfand Werkzeuge, baute Behausungen, zog Zäune um Acker und Herden, formulierte Gesetze und gründete Herrschaft. Die Geschichte der Männlichkeit ist auch die Geschichte der Angst des Mannes vor der Frau.

Woher rührt diese Angst? Denn selbst eine vermeintlich biologische Überlegenheit der Frau bedeutete ja nicht die Unterdrückung des Mannes.

Männer werden von Frauen auf die Welt gebracht, es sind Frauen, die ihnen Urvertrauen, Körperlichkeit, Zärtlichkeit vermitteln. Aus diesem paradiesischen Zustand werden die Jungen allerdings irgendwann ziemlich abrupt verjagt, wenn es ansteht, ein Mann zu werden. Der Junge verkörpert das andere Geschlecht, die Mutter vollzieht die Ablösung radikaler als bei Mädchen. Die Soziologen Hudson und Jacot sprechen in diesem Zusammenhang von der männlichen Wunde. Klingt pathetisch, ist aber wahr. Es ist eine Verletzung, die Männer gegenüber Frauen zeitlebens misstrauisch sein lässt. Hier liegt auch das Geheimnis, warum Männer mit Hingabe grosse Schwierigkeiten haben.

Resultiert aus dieser Verletzung die Bereitschaft zur Gewalt gegen Frauen?

Nicht selten reagieren Männer mit Wut und Aggression auf das Prinzip des Weiblichen. Die Loslösung von der Mutter ist ihnen nur gelungen, indem sie auch in sich sämtliche von der Gesellschaft als weiblich etikettierten Eigenschaften abgespalten haben: Fürsorglichkeit, Nachgiebigkeit, Zärtlichkeit, die Fähigkeit, Trauer oder Schmerz zu zeigen, das Bedürfnis nach Geborgenheit und Schutz.

Ist das die Ursache dafür, dass der Mann in der Gesellschaft nur bestimmte Aufgaben übernimmt?

Die rigide Trennung von Weiblichkeit und Männlichkeit ist ein Produkt der Neuzeit. Erst mit der industriellen Revolution wurde die gemeinsame Lebenswelt beider Geschlechter radikal in Erwerbstätigkeit draussen und Kinderbetreuung, Haushalt und Erziehung drinnen gespalten. Noch in den Bauern- und Handwerker-gesellschaften des 19. Jahrhunderts lebten und arbeiteten Mann und Frau gemeinsam unter einem Dach und waren beide an der Existenzsicherung und Kinderaufzucht beteiligt.

Aber doch nicht gleichberechtigt? Sie erfüllten geschlechtsspezifisch unterschiedliche Aufgaben.

Sicher, der Bauer arbeitete mehr auf dem Feld, die Bäuerin in Heim und Stall, aber bei der Ernte zum Beispiel waren alle dabei. Als zentrale Arbeitskraft war die Frau an wichtigen Entscheidungen beteiligt. Und der Mann war im Alltag als Vater präsent, hat mit am Tisch gegessen, den Nachwuchs in die Arbeit eingewiesen. Bedingt durch das Aufeinanderangewiesensein waren die Beziehungen partnerschaftlicher als in der modernen Ehe. Allerdings hatten diese Verbindungen wenig zu tun mit unserer Vorstellung von romantischer Liebe, es waren Zweckgemeinschaften.

Das änderte sich mit der industriellen Arbeitsteilung, als der Mann als Vater aus dem Haus verbannt und die Frau darin eingesperrt wurde?

Ja, schon Schiller ahnte, was kommt. In der «Glocke» schreibt er kristallklar: «Der Mann muss hinaus ins feindliche Leben, muss wirken und streben und pflanzen und schaffen, erlisten, erraffen, muss wetten und wagen, das Glück zu erjagen. Und drinnen waltet die züchtige Hausfrau...» Fortan stand die Frau für Gefühl, Schönheit, Schwäche, Unterordnung, Natur, Anlehnungsbedürfnis, Anpassung, Fürsorge. Und der Mann für Erwerbstätigkeit, Leistung, Rationalität, Disziplin, Stärke, Logik, Technik, Befehl, Konkurrenz, Vernunft. Damit vereinigte er auf sich die Tugenden der Leistungsgesellschaft, was seine zunehmende Herrschaft über die Frauen legitimierte. Seine Sicht der Dinge wurde zur allgemeingültigen.

Was bedeutete das für sein Selbstverständnis?

Der Mann lebt in einer zwiespältigen Situation. Zum einen vereinigte er fast alle Macht auf sich und hat sie noch heute inne, andererseits reduzierte er sich selbst auf eine einzige Quelle der Identitätsstiftung. Der Verlust von Arbeit bedeutet für den Mann den Verlust von Männlichkeit. Er gerät in eine Existenzkrise, während die Frau noch über andere Quellen verfügt, die ihr Selbstwertgefühl nähren, zum Beispiel ihre sozialen Funktionen.

In welcher Lebensphase beginnt die eindimensionale Ausrichtung?

Wie skizziert, hat die Mutter das Monopol auf die Erziehung, denn der Vater ist abwesend. Hinzu kommt fast ausschliesslich weibliches Erziehungspersonal. Der Junge wächst also im diffus Weiblichen auf, während er Männlichkeit nur in Fragmenten erlebt. Seine Vorstellung davon speist sich aus dem, was die Mutter über den Vater erzählt. So entsteht ein Bild, das nicht realistisch ist, sondern entweder idealisierend oder diskriminierend. Der Junge entwickelt eine brüchige Vorstellung von Männlichkeit. Es fehlt ihm an innerer Souveränität, was er durch äussere Kriterien wie Leistung, Erfolg, Fortschritt zu kompensieren versucht. Denn das sind die Eigenschaften, die er auch mit seinem Vater assoziiert.

Sie schreiben, der Mann werde früh «sozial abgerichtet».

Er soll braver Sohn seiner Mutter sein, lieber Enkel, gehorsamer Schüler – das Aufmüpfige und Animalische, das durchaus produktiv sein kann, muss er unterdrücken zugunsten eines platten Konformismus. Ausserdem wird von ihm zu früh emotionale Unabhängigkeit verlangt. Das sucht sich irgendwann ein Ventil: Alkohol, Spielhölle, Puff, Gewalt. Männer haben nie gelernt, ihre Gefühle zu verbalisieren, sie sind mit der Verhandlungskultur heutiger Partnerschaften völlig überfordert. Das ist der Grund, warum Männer sich Diskussionen entziehen und lieber in den Hobbykeller gehen. Der Mann reagiert mit Ohnmacht und Rückzug in die soziale Unverbindlichkeit.

Aber gibt es tatsächlich noch Eltern, die Sprüche von sich geben wie «Ein Indianer kennt keinen Schmerz»?

Und ob. Aber es läuft oft viel subtiler. Es gibt eine amerikanische Untersuchung, bei der Väter gefilmt wurden, als ihnen zum ersten Mal ihr Neugeborenes gezeigt wurde. Mit Mädchen sind sie so behutsam umgegangen, als hielten sie eine Vase aus der Mingdynastie im Arm, während sie die Jungen auf den Po klopfen oder in die Luft warfen. Und das Frappierende: Selbst dann, wenn die Säuglingsschwester den Vätern jeweils das falsche Geschlecht ansagte, verhielten sie sich entsprechend dieser Information, obwohl die Säuglinge nackt waren und die Väter nicht blind. Das zeigt, dass soziale Botschaften manchmal stärker wirken als biologische Fakten. Und die traditionellen Rollenbilder haben wir alle stark verinnerlicht.

Wie lässt sich daran rütteln?

Die Eindimensionalität muss aufgebrochen werden. Die Frauen sind uns da voraus. Sie haben ihr auf Haus und Kinder reduziertes Rollenprofil bereits geknackt. Dank Feminismus und Frauenbewegung. Menschen sind instinktarme Wesen, wir brauchen Bilder, um uns zu orientieren. Der Stahlkocher der Schwerindustrie taugt heute nicht mehr als Idealbild. Wir brauchen neue Bilder! Solche, die Männer in sozialen Berufen oder «zu Hause» positiv darstellen statt immer nur in dunklen Anzügen.

«Ein Haus bauen, einen Sohn zeugen, einen Baum pflanzen» – das waren einst die Lebensziele der Männer. Welche sind es heute?

Erfolg, Besitz, Status. Das sind die Ziele, die sie nennen, weit vor Beziehung und Familie. Und dann muss man feststellen, dass ebendiese Männer, die sich primär um Besitz und Status gekümmert haben, zerbrechen, wenn ihre Beziehung scheitert. Manche geraten angesichts des Verlusts in Panik und laufen Amok.

Zumal in unserer globalisierten und sich wandelnden Arbeitswelt auch Leistung und Disziplin keine Garanten mehr sind für Erfolg.

Genau, Scheitern gehört zunehmend zum Alltag. Deswegen ist Männlichkeit in ihrer Eindimensionalität auch eine hochriskante Lebensform. Während die Frauen sich mittlerweile die Wahl zwischen verschiedenen Lebensformen erkämpft haben.

Was droht der Gesellschaft, wenn wir die Krise ignorieren?

Es hätte dramatische Auswirkungen in allen Lebensbereichen. Wenn die Männer zunehmend das Gefühl haben, ihre Interessen würden in der Gesellschaft nicht wahrgenommen, drohen Zeugungsverweigerung und Impotenz. Tiefenpsychologisch gesehen ist Impotenz die Rache des Mannes an der Frau. Auch wird es weiterhin kindische Kompensationshandlungen geben wie die diverser Manager, die immer höhere Boni fordern müssen, um sich gegenseitig überhaupt ernst nehmen zu können. Am anderen Ende der Skala droht eine Proletarisierung und Kriminalisierung der Männer.

Ist die Politik gefordert, der Krise des Mannes zu begegnen?

Unbedingt. Die Politik muss endlich die Voraussetzung schaffen für Chancengleichheit. Das geht von Teilzeit- und Jobsharingmöglichkeiten auch auf Kaderstufe bis hin zu Sorgerechtsfragen, Vaterschaftsurlaub, institutionalisierter Kinderbetreuung, flexiblen Arbeitszeitmodellen. Männerprojekte sollten institutionell gleichberechtigt gewertet werden. Sinnvoll wäre zum Beispiel ein Männergesundheitsbericht – so wie es auch einen Frauengesundheitsbericht gibt. Nur so ist Geschlechterdemokratie möglich.

Was genau verstehen Sie darunter?

Der Hausmann soll genauso akzeptiert sein wie die Vorstandsvorsitzende, der Kindergärtner wie die Lastwagenfahrerin, die Hausfrau wie die Ärztin. Beiden Geschlechtern soll es in gleichem Masse möglich sein, ihre Bedürfnisse und Potentiale auszuleben, ohne dass eine 50/50-Aufgabenteilung zwingend ist.

Gewinnen die Frauen in der westlichen Welt andernfalls an Übermacht?

Frauen sind im Moment besser gerüstet für unsere Welt. Flexibilität, Kooperation, die Fähigkeit zu Teamarbeit und Empathie sowie auch Manipulation – all das sind Eigenschaften, die Frauen eher haben. Aber es ist nicht so, dass den Männern biologische Grenzen gesetzt sind. Uns fällt kein Zacken aus der Krone, wenn wir lernen, besser zuzuhören, statt uns selbst darzustellen. Im Gegenteil: Das kann durchaus männlich sein. Macht ist zwar nach wie vor primär männlich besetzt, aber der Zeitgeist ist heute fast ausschliesslich weiblich.

Dennoch gestalten die traditionellen Machtmänner in Politik und Wirtschaft massgeblich unsere Welt.

Auch sie sind verunsichert, aber aufgrund ihrer Privilegien können sie sich bis zu einem gewissen Mass abschotten. Auffällig ist aber, dass diese Männer sich – anders als früher – für den geistigen Überbau ihres Tuns nicht mehr interessieren. Lebens- und weltphilosophische Fragen sind kein Männerding mehr.

Obwohl die Konzerne sich mit werthaltigen Unternehmensphilosophien schmücken ...

Männliche Macht hat sich auf primitive pragmatische Verwaltung von Positionen beschränkt, wobei man es vielleicht aus einem gewissen Zynismus heraus oder aus geistiger Armut nicht mehr für nötig hält, die Macht philosophisch, ideologisch zu legitimieren.

Finden Sie das auch bestätigt, wenn Sie die politische Machtelite anschauen ... Blocher, Schröder, Bush?

Ja. Zweifellos.

Wie funktionieren diese männerbündlerischen Systeme?

Das sind Männerschutzzonen, in denen durchaus auch die Angst vor dem anderen Geschlecht eine Rolle spielt. Das ist nicht per se etwas Schlechtes. Problematisch wird es, wenn sie sich gegen Frauen richten, sie diskriminieren.

Warum gelingt es Frauen nicht, in diese Mikrokosmen einzudringen?

Vielleicht, weil sie es in letzter Konsequenz nicht wollen. Nicht mit diesen Spielregeln, nicht in diesem Wertesystem. Mein Eindruck ist, dass Frauen nicht so sehr der äusseren Bestätigung bedürfen wie wir, sie ruhen mehr in sich.

Zweifellos aber finden Frauen mächtige Männer attraktiv.

Auch sie sind dem traditionellen Männerbild verhaftet, selbst wenn sie Emanzipation fordern. Die Biologie spielt mit herein: Bei der Partnerwahl schauen Frauen wohl tatsächlich auf die soziale Potenz, also auf Macht und Leistung, während Männer mehr auf Schönheit achten.

Ein Mann, der bereitwillig das Machtkorsett ablegt, riskiert also, dass seine Frau mit dem nächstbesten Alphamännchen durchbrennt.

Ich glaube, wir Männer sind noch zu unflexibel. Vielleicht schaffen wir es, im Beruf leistungsbezogen zu sein und zu Hause fürsorglich. Mit Wollsocken hat das nichts zu tun. Empathie und Leistung schliessen sich nicht aus.

Untersuchungen zeigen, dass der Mann beim Verlassen seines archaischen Podests in Liebesbeziehungen schnell zum Kleinkind degeneriert. Woran liegt das?

Also, zunächst mal muss man ja ehrlich fragen: Wie kindisch ist eigentlich das Verhalten des sogenannten archaischen Mannes? Von Reife kann da ja nicht unbedingt die Rede sein. Ich glaube, wir Männer müssen reifer werden, um Beziehungen zu führen.

Und wie?

Zunächst müssen wir uns die Krise überhaupt eingestehen. Spüren, wie eng und vergewaltigend dieses Korsett ist, in dem wir stecken. Dann kapieren wir auch, welche Chance es ist, es abzulegen. Das Zwei-Ernährer-Modell zum Beispiel ist doch für den Mann entlastend. Der Australier Bob Conell spricht angesichts der zur Auswahl stehenden Rollenvielfalt vom Plural: Männlichkeiten.

Aber wie genau kommt der Mann aus dieser Schmalspur der Leistungsorientierung?

Reifeschritte sind zum einen die Auseinandersetzung mit den Eltern, das Abarbeiten am Vater oder an einer Vaterfigur. Nur so erfahre ich, wie stark oder schwach ich bin. Wichtig sind ferner Männerfreundschaften und männliche Bezugssysteme. Das muss keine therapeutische Männergruppe sein und auch nicht orthodox wie in der arabischen Welt, aber Schutzräume vor dem andern Geschlecht sind nicht verkehrt. Und drittens müssen wir den Abschied von der Mama wagen, Einsamkeit aushalten und für uns selbst herausfinden, was Männlichkeit bedeutet: Es geht um die eigene Wertigkeit und Sicherheit, unabhängig vom Urteil Dritter. Dann können wir uns getrost wieder den Frauen zuwenden.

Gibt es noch etwas, was Männer besser können als Frauen?

Was Sensationelles fällt mir nicht ein. Vielleicht haben wir einen stärkeren «Welteroberungsdrang», sind im anthropologischen Sinne ein bisschen mutiger und flexibler. Andere Vorzüge gehen ins Fragwürdige: Talent zur Selbstdarstellung und zu schnelleren Entschlüssen. Kommt Ihnen noch etwas in den Sinn?

Männer können Dinge besser verdrängen.

Verdrängung kostet allerdings etwas. Sie muss kompensiert werden – mit Arbeit oder Alkohol. Es ginge uns und den Frauen besser, wenn wir nicht alles in uns hineinfräßen.

Was finden Sie männlich im besten Sinne?

Konsequenz, Glaubwürdigkeit, Authentizität. Männer, die das Leben, sind für mich Vorbilder. Vielleicht Nelson Mandela, aber auch jemand wie Robert Redford.

Wann haben Sie sich zuletzt männlich gefühlt?

Ich bin in Kleinbasel aufgewachsen. Als ich 5-jährig zum ersten Mal mit meinem Cousin über die Brücke über den Rhein nach Grossbasel ging, da waren wir männlich.

Das ist lange her.

Im späteren Leben habe ich Männlichkeit in Krisen erfahren, als ich gezwungen war, zum Beispiel in Trennungssituationen, mich mit mir selbst auseinanderzusetzen. Die Erfahrung, in Krisen sich in sich selbst zurückziehen zu können, sich auf sich selbst verlassen zu können, das finde ich heute männlich.

Walter Hollstein war Professor für politische Soziologie in Berlin, wo er sich zwei Jahrzehnte mit Männer- und Geschlechterfragen beschäftigte. Bis Anfang 2005 arbeitete er am Institut für Geschlechter- und Generationenforschung an der Universität Bremen. Sein Buch «Die Geschlechterdemokratie. Männer und Frauen: Besser miteinander leben» erschien 2004 im Verlag für Sozialwissenschaften. Weitere Informationen auf www.walter-hollstein.de.

Anja Jardine ist NZZ-Folio-Redaktorin.

<http://www.nzzfolio.ch/www/d80bd71b-b264-4db4-afd0-277884b93470/showarticle/b95fe3e0-f262-4eb0-a00f-9517cc10971a.aspx>